

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 66 (1987)
Heft: 2

Buchbesprechung: Finanzaffäre im Staate Bern

Autor: Gnädinger, Beat

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Berner Finanzskandal

Beat Gnädinger berichtet über das einschlägige Buch

Versagt haben die Strukturen und sie bleiben, leicht modifiziert, weiterhin bestehen. Dabei bietet die Angelegenheit Hand, auf ihrem Buckel zu einem neuen Staatsverständnis zu gelangen – auch im Kanton Bern.

Sechzehn Autorinnen und Autoren haben im Basler Lenos-Verlag unter der Federführung der Journalisten Heinz Däpp und Niklaus Ramseyer ein Buch zur «Finanzaffäre im Staate Bern» geschrieben.

Hilfreich ist eine den verschiedenen Essays vorangestellte Chronologie der Ereignisse: Auftakt am 23. August 1984. Rudolf Hafner, seit 1980 Finanzrevisor, verlangt an seinem zweitletzten Arbeitstag in einer Eingabe an den Grossen Rat die «Durchführung einer Disziplinaruntersuchung von Amtes wegen gegen den Regierungsrat des Kantons Bern». Damit kommt die Chose ins Rollen; zuerst ist bei den Regierungsräten die übliche souveräne Coolness zu beobachten, die sie in einer weit hinter die formal-demokratische Staatsform des Standes Bern zurückgehenden Tradition in brenzlichen Situationen stets an den Tag zu legen pflegten. Dann wird eine Besondere Untersuchungskommission, die BUK, kreiert, die schliesslich viel Kontrolle forderte, jedoch «als eine massstabgetreue Verkleinerung des Grossen Rates und letztlich nicht mehr und nicht weniger als ein Spiegelbild der politischen Machtverhältnisse im Kanton Bern» (Christian Moser) Institutionelles nicht in Frage stellte. Strafanzeigen, Abstimmungsbeschwerden, Rücktrittsfordern, Neuwahlen – die Chronologie schliesst mit dem 10.

September 1986. Drei Monate später bahnt sich ein zweiter Akt dieser Sinfonie für Gläubiger und Schuldner in BE-moll in Form einer Parteispendenaffäre an, was im vorliegenden Buch allerdings noch nicht berücksichtigt werden konnte.

Augenscheinlich wird durch die Fortsetzung der Ereignisse, was sich wie ein roter Faden durch die Beiträge aller Autoren zieht: Mit Personen hat die Berner Finanzaffäre nicht oder nur am Rande zu tun. Bestimmende Faktoren sind das bernische Staatsverständnis (in hohem Masse auch des bernischen Stimmvolks), und – daraus resultierend – die Gewichtung der Institutionen im Staat.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. In einem ersten Abschnitt wird die Affäre rückblickend aus den verschiedensten Blickwinkeln beleuchtet.

Hafner, der mit seiner Eingabe grundsätzliche Fragen zur politischen Kultur stellen wollte, aber vor allem einen Skandal ins Rollen brachte. Der Regierungsrat, der seine Glaubwürdigkeit durch Arroganz, Ungeschicklichkeit und Mangel an Bereitschaft zur Debatte über seine politische Macht verspielt und dadurch eben diese Macht gerettet hat. Der Grosse Rat in seiner Doppelgesichtigkeit als Ankläger und Gremium der potentiellen Regierungsrats-Nachfolger. Die Medien, die mit ihrer vielfältigen Rolle als Entdecker, Forum von Meinungen und Inserateträger nur mehr oder weniger gut zurechtkamen. Die Bevölkerung, die ein wenig interessiert, immer noch bequem und vor allem sensationshungrig die Zuschauerränge füllte.

Auf Gründe und Hintergründe der in Form einer Finanzaffäre zum Ausbruch gekommenen Krise des Standes Bern gehen in einem zweiten Teil Historiker, Ökonomen, Soziologen und Juristen ein. Auch wenn der Rückblick zum Teil anekdotisch ausfällt (der grösste Finanzskandal im Ancien Régime endete 1640 mit der Hinrichtung des Deutschseckelmeisters Frischherz), wird dadurch doch erschreckend deutlich, wie ausgesprochen stark die Kontinuität des obrigkeitlichen Umgangs mit «Problemen» ist: der Jura, die Frauen, die Opposition ganz allgemein. Dass die SP nach Carl Moor und Robert Grimm dabei vielfach eine fragwürdige Rolle gespielt hat, wird zu verschiedenen Malen deutlich gemacht.

Auf die Suche nach einer neuen Politik begibt sich die Autorenschaft des Buches in einem dritten Teil, da diese Chance vom Grossen Rat ja gründlich verpasst worden ist.

Gerda Hegis Modell enthält «eine Wirtschaft, die uns dient, den Wohnraum, den wir brauchen, eine Schulung zum aufrechten Menschen, einen dienlichen Geldbegriff und einen wirksamen Modus, unseren Willen nach oben durchzugeben».

Heinz Däpp präsentiert «Szenen einer eher unwahrscheinlichen Staatsreform», in deren Verlauf sich das Volk langsam wieder für Politik zu interessieren beginnt, weil die Ära des Vorgekochten langsam zu Ende geht. Wiederholungen und Überschneidungen sind bei der Form, in der das Buch verfasst wurde, nicht zu vermeiden. Man nimmt das in Kauf – zugunsten eines

Werks, das übersichtlich gegliedert und mit unwichtigen Detailinformationen nicht vollgestopft ist. Ernsthafte Sorge um politische Kultur ist gemixt mit giftiger Kritik, dafür sorgt eine Crew von Autoren, die obrig-

keitliches Gebaren und volkstümliche Untertänigkeit endlich der Vergangenheit angehören lassen wollen.

Finanzaffäre im Staate Bern, Lenos-Verlag, Basel

Zum 100. Geburtstag von Georg Trakl

Der Magier

Von Horst Hartmann

Unter den sich bereits vor 1914 zu Wort meldenden Lyrikern des deutschen Frühexpressionismus erscheint der umdüsterte Salzburger wie ein verirrter Todesbote. Das grenzenlose Pathos, der idealistische Glaube an eine neue Humanität, blieb dem bereits im ersten Kriegsjahr verstorbenen Georg Trakl wesensfremd.

Er teilte die Empfindungen jener, zu deren Sprecher sich der Dichter Hermann Bahr machte: «Niemand war eine Zeit von solchem Entsetzen geschüttelt, von solchem Todesgrauen. Niemand war die Welt so grabestumm...». Der elegische Ton, das gedämpfte Pathos seiner Sprache, die willkürlich anmutende aber eindringliche Wahl der Metaphern und Worte, lösten seine Gedichte immer mehr von einer nur noch gleichnishaft wahrgenommenen Realität. Trakls freie Rhythmen verweisen auf das Absolute, steigern sich zu prophetischen Visionen. Der Dichter blieb zeitlebens Kräften ausgeliefert, die ihn schliesslich zerstörten; Einsamkeit, Melancholie, der Liebe zur Schwester, Fluchtversuchen in Rausch und Drogen. Als metaphysischer Späher im Niemandsländ spürte er drohende Menschheitskatastrophen. Doch während der junge Gottfried Benn mit einem ungewohnten Zynismus schonungslos auf die Wirklichkeit ver-

wies, breitete Trakl den Schleier des Mitleidens über Mensch und Natur. Trakl, der Hölderlin und den französischen Symbolisten Baudelaire und Rimbaud verbunden war, nannte die Zwillingbrüder Schlaf und Tod seine «düstern Adler». Sie herrschten in seinem Zwischenreich.

Verhaltene, gefasste Stimmungen wie im «Verklärten Herbst» sind typisch für sein lyrisches Werk:

Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht
der Gärten.

Rund schweigen Wälder wunderbar

Und sind des Einsamen Gefährten.

Doch viele, wenn nicht die meisten Gedichte werden von Gedanken an den Tod überschattet, etwa die erste Strophe in «Menschliche Trauer», in der dritten Fassung.

Die Uhr, die vor der Sonne fünf schlägt-

Einsame Menschen packt ein dunkles Grausen.

Im Abendgarten morsche Bäume sausen;

Des Toten Antlitz sich am Fenster regt.

Unter dem Eindruck unerträglichen Leidens entstand das berühmte Kriegsgedicht «Grodek», ein verschlüsseltes Selbstprotokoll auswegloser Verzweiflung:

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder

Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen

Und blauen Seen, darüber die Sonne

Düster hinrollt; umfängt die Nacht

Sterbende Krieger, die wilde Klage

Ihrer zerbrochenen Münder...

Der Lebensweg des Dichters zeugt von der Schwierigkeit des sich an der banalen Wirklichkeit wund reibenden Hochbegabten. Am 3. Februar 1887 ist Georg Trakl in Salzburg als Sohn eines Eisenhändlers geboren. Das Gymnasium musste er vorzeitig verlassen, nachdem er zweimal nicht versetzt wurde. Als Praktikant in einer Apotheke versuchte sich der Menschenscheue auf eine bürgerliche Existenz vorzubereiten.

1908 begann Trakl mit dem Studium der Pharmazie in Wien und diente als Einjährig-Freiwilliger im Sanitätsdienst. Ab 1912 veröffentlichte Ludwig von Ficker in der damals richtungsweisenden österreichischen Zeitschrift «Brenner» regelmässig Gedichte des jungen Salzburgers, den auch Karl Kraus förderte. Ludwig Wittgenstein sorgte 1914 dafür, dass der Dichter durch eine grössere Summe unterstützt werden sollte, doch der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zerstörte alle Zukunftshoffnungen.

Georg Trakl nahm als Sanitätsleutnant an der Schlacht von Grodek in Galizien teil. Allein mit Schwerverwundeten, denen er nicht mehr helfen konnte, verzweifelte er und geriet an den Rand des Wahnsinns. Zur Untersuchung seines Geisteszustandes wurde er in das Garnisonsspital Krakau eingewiesen, wo ihn sein Gönner Ludwig von Ficker noch einmal sah. Am 4. November 1914 starb Georg Trakl an einer Überdosis Kokain.